

btb

NIKITA AFANASJEW

MEIN EISERNER VORHANG

Eine persönliche Spurensuche
entlang der neuen
Trennlinie zwischen Ost und West

btb

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Originalausgabe Mai 2026

© 2026 by btb Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Covergestaltung: semper smile, München

Covermotiv: Shutterstock.com (jumpsack, fajarhidayah11)

Autorenfoto: © Shooresh Fezoni

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77612-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

INHALT

Prolog	7
Zwischen den Welten	11
1 Die Brücke ins Nichts – Georgien, Schwarzmeerküste	13
2 Sowjetistan – Georgien, Schwarzmeerküste	20
3 Auf das Leben – Georgien, Schwarzmeerküste	27
4 Wilde Hunde, stille Menschen – Georgien, mitten im Nirgendwo	35
5 Einmal Europa und zurück – Georgien, Tiflis	54
6 Sterben verboten – Norwegen, Spitzbergen	65
7 Pyramide des Nordens – Norwegen, Spitzbergen	79
Tief im Westen	91
8 Der Mann, der über das Eis kam – Norwegen, Oslo	93
9 Patriotische Sünden – Deutschland, Berlin	102
10 Wagner in Paradise – Norwegen, Nevlunghavn	115
11 Mein Freund, der Propagandist – Deutschland, Berlin.	129
12 Hinter Gittern – Norwegen, Oslo	134
13 Neue Zeiten – Deutschland, Berlin	142
14 Alles anders, alles gleich – Norwegen, Oslo	145

Am Zaun	151
15 Der letzte Urwald – Polen, Przemyśl	153
16 Verschenke Eis, nehme Staat – Moldau, Gagausien	166
17 Auftragskiller wider Willen – Polen, Białowieża	186
Unweit der Front	209
18 Eine komplizierte Stellung – Ukraine, Kyjiw	211
19 Ausgebrannt – Ukraine, Irpin und Butscha	217
Auf der anderen Seite	225
20 Vakuum – Russland	227
Epilog	238

PROLOG

Als ich zur Welt kam, schien ausgemacht, dass ich meine Heimat nie verlassen würde. 1982 wirkte der Kommunismus in der Sowjetunion so hart in Stein gemeißelt wie der ewige Lenin am zentralen Platz von Tscheljabinsk. Bekannt war die Industriestadt neben ihrer lebensfeindlichen Luft vor allem für ihre raue Art. Mein Vater arbeitete als Ingenieur bei einem staatlichen Panzerbauer und war Träger sowjetischer Staatsgeheimnisse. Kaum ein Sowjetbürger reiste damals ins Ausland, aber mein Vater durfte die Staatsgrenzen gar nicht passieren, nicht einmal sozialistische Länder standen ihm offen. Mir als seinem Sohn drohte das gleiche Schicksal.

»Ist der Käfig groß genug, erscheint er dem Vogel nicht als Käfig«, sagte mein Vater später über seine Reisesperre. Die Sowjetunion umfasste ein Sechstel der weltweiten Landfläche. In Tscheljabinsk, am Ural, lebten wir zudem an der geografischen Schwelle zwischen Europa und Asien. Ein Monument, das dem Zusammentreffen zweier Erdplatten gewidmet war, stand gleich auf der anderen Straßenseite. Unweit davon gab es ein weiteres Denkmal: einen T34-Panzer auf einem gewaltigen Podest. Für mich, den kleinen Jungen, schien er beinahe zu schweben. Wer brauchte schon andere Länder? Am Ural trafen sich Kontinente. Und flogen Kampfmaschinen in den unendlichen Himmel.

Als die Sowjetunion kollabierte, änderte sich alles: Wir siedelten 1993 in den Westen über. Die Familie meiner Mutter stammte ursprünglich aus Deutschland, hatte über Generationen in der Ukraine gelebt, war dann an den Ural vertrieben worden. Anfang der 90er-Jahre zogen wir aus Tscheljabinsk ins Ruhrgebiet und kehrten damit in unsere *historische Heimat* zurück. Was hieß das schon? Alle Freunde und Verwandten, die gehen konnten, gingen: nach Kanada, Israel, oder eben Deutschland. Alles war unendlich weit weg. Auch wenn der Eisernen Vorhang gefallen war, der Ost und West getrennt hatte, fühlte es sich so an, als würden wir die Seiten wechseln.

In Europa faszinierten meinen Vater vor allem die Zwergstaaten. Er verkraftete nur schwer, dass die Menschen in Luxemburg überhaupt nicht darunter litten, in einem winzigen Land zu leben. Es war offensichtlich, dass es da nichts zu leiden gab, da niemand die Luxemburger in ihren Staatsgrenzen festhielt. Aber es ging meinem Vater weder um Logik noch um Logistik, sondern um Narrative, die einen Menschen weitermachen ließen – oder eben um Menschen, die keine solchen Erzählungen benötigten. Als Sowjetbürger hatte er sich daran festgehalten, im größten und angeblich sogar *progressivsten* Land der Erde zu leben. »Es gab in der Schlange zum Wurstkauf sonst auch nichts zum Festhalten«, hatte er einmal trocken bemerkt. Vielleicht machte es meinen Vater auch nur fertig, dass niemand im Westen sein geheimes Panzer-Wissen zu ergaunern gedachte. Er wollte keine Staatsgeheimnisse verkaufen, erklärte er mir später. Aber er hätte gerne ein Angebot bekommen.

Als ich im neuen Jahrtausend zu reisen begann, stand mir die Welt offen. Auch wenn der Westen nach 9/11 in eine Identitätskrise stürzte, zog er mich zunächst an, mit Identitätskrisen kannte ich mich als sowjetischer Panzerbauersohn, der nach

Deutschland in seine vermeintliche historische Heimat zurückgekehrt war, ganz gut aus. Ich begann zwar bald, mich an der Selbstgewissheit zu stören, mit der Westler auf die Welt blickten, aber diese Welt erschien mir als freundlicher Ort – vielleicht sogar eine Spur zu freundlich. Ich bog bald gen Osten ab, in meinen Reisen, meinen Texten, beides hing da schon miteinander zusammen. Mit einem deutschen Reisepass in der Tasche und russischen Melodien im Kopf kam mir die Welt besonders groß vor. Schlagbäume waren Wegweiser, Grenzsoldaten nur Staffage.

Ich bemerkte erst später, dass ich im Osten jene zivilisatorische Wildnis suchte, die ich im Westen vermisste. Klebstoff schnüffelnde 15-Jährige in Sarajevo, Schnaps saufende *Businessmen* im Donbass, Cola trinkende Chinesen in einem fünf Quadratmeter großen Hotelzimmer in Wladiwostok, die Volleyball im TV glotzen... und ich mittendrin. Es fiel mir als Reporter leicht, mich an meiner Umwelt zu berauschen, während ich sie in meinen Texten einzufangen versuchte. Ich fragte mich oft, ob jemand bemerkte, wie sehr mir bisweilen gefiel, was ich glaubte, kritisieren zu müssen.

Als ich in den Zehner-Jahren wiederholt nach Tscheljabinsk zurückkehrte, schien selbst meine Geburtsstadt im Wandel. Lenin überblickte noch den zentralen Platz, aber zu seinen Füßen skatete die Stadtjugend. Hinter dem T-34-Panzer auf seinem Podest war ein Apartmentblock errichtet worden, das historische Kettenfahrzeug überwältigte mich nicht mehr. Ich hätte damals nicht für möglich gehalten, dass die Welt wieder schrumpfen würde. Verkleinert durch kaum zu überwindende Grenzen, Frontlinien, ideologische Gräben. Anzeichen gab es natürlich. Doch wie so viele wollte auch ich sie nicht sehen.

Als Russland die Krim annektierte und den Donbass in eine

russische und eine ukrainische Sphäre teilte, strickte mein Geburtsland bereits an einem neuen Eisernen Vorhang. Mit dem großen russischen Überfall auf die Ukraine am 24. Februar 2022 senkte er sich wieder über Europa. Ich fuhr in jenem Jahr noch einmal nach Russland, um zu sehen, wie es so weit hatte kommen können. Kurz darauf wurden Autorinnen und Journalisten mit Ost-West-Biografien wie der meinen unter fadenscheinigen Gründen in Russland verhaftet. Ich versuchte, in Erfahrung zu bringen, ob ich noch einreisen konnte, und bekam eine ernst zu nehmende Warnung, nicht mehr wiederzukommen.

Selbst wenn der russische Feldzug in der Ukraine irgendwann endet, bleibt ungewiss, ob sich Russland jemals neu erfindet – und wenn ja, wann.

Heute scheint ausgemacht, dass ich meine Heimat nie wiedersehen werde.

Zum Glück weiß niemand, wie diese Geschichte weitergeht.

ZWISCHEN DEN WELTEN

DIE BRÜCKE INS NICHTS

Georgien, Schwarzmeerküste

Ich lief am Schwarzen Meer entlang. Unter meinen Füßen knirschte magnetischer schwarzer Sand, dem heilende Kräfte nachgesagt werden, aber was wird in diesem Winkel der Welt nicht alles behauptet. Zu meiner Linken lugten Bungalows aus dem Tannenwald, rechts lag das Meer friedlich da. Es fiel mir schwer, daran zu denken, dass an diesem Meer, in der Ukraine, gerade russische und ukrainische Soldaten aufeinander schossen und starben. Obwohl ich dem Krieg in Georgien geografisch näher war als in Deutschland, erschien er mir unendlich weit weg.

In einigen Kilometern Entfernung erblickte ich ein gigantisches Bauwerk – eine Anomalie, die unwirklicher wurde, je näher ich ihr kam. Irgendwann meinte ich zu erkennen, dass es sich um die Hälfte einer Hängebrücke mit zwei gewaltigen Pfeilern handelte, die ohne jeden Sinn den Strand zu überspannen und auf das offene Meer zu führen schien. Ich lief weiter, passierte eine ebenso gepflegt wie verlassen wirkende Hotelanlage und hielt auf die Brücke ins Nichts zu. Als ich fast unter ihr stand, tauchte oben auf der Brücke, sicher zehn Meter über mir, ein Mann in Jogginghose und mit Walkie-Talkie in der Hand auf. Er wies mir freundlich lächelnd per Fingerzeig mei-

nen Weg: Ich sollte dorthin gehen, wo ich hergekommen war. Obwohl ich versuchte, dem Wachmann zu erklären, dass ich unter der Brücke und weiter am Strand entlanglaufen wollte, zeigte er beharrlich in die andere Richtung. Ich insistierte, sein Lächeln bekam eine strenge, aber gequälte Note, es sagte mir: *Wir wissen doch beide, dass ich dich nicht durchlassen kann, weil jemand weit über uns beiden in der Nahrungskette so entschieden hat, also mach keinen Ärger bitte, verdammt nochmal.*

Ich war genervt von dieser unsichtbaren Mauer, wie sie im ehemaligen Sowjetimperium allzu oft existierte, aber auch davon, dass der Mann nur mit seinen Mundwinkeln und Fingern mit mir kommunizierte. Ich versuchte es auf Russisch, Englisch und schließlich sogar auf Deutsch, aber sein Zeigefinger zeigte unerbittlich in die Gegenrichtung. Ich kehrte um.

Wegen der Auseinandersetzung mit dem Wachmann hatte ich gar nicht weiter über den Sinn der Brücke ins Nichts nachdenken können. War sie ein wahnwitziges Experiment, um diesen georgischen Strand mit der von Russland kontrollierten Krim zu verbinden? Oder sollte sie ins ukrainische Odessa führen? Mein Versuch, mir die Entfernungen zu diesen möglichen Zielen zu vergegenwärtigen, scheiterte kläglich. Mussten das nicht einige hundert Kilometer sein? Vielleicht überschätzte ich die Ausmaße des Schwarzen Meeres aber auch. Kurz vermutete ich sogar, dass dieser Brückenkopf zur neuen Seidenstraße gehören könnte, die China durch Georgien zog, mit hundert Viadukten und Tunneln quer durchs Land, mit Straßen und Schienen, von der Hauptstadt Tiflis bis ans Schwarze Meer. Wäre es nicht konsequent, einfach weiterzubauen, vielleicht ja nach Istanbul?

Als ich die so gespenstisch leere wie gepflegte Hotelanlage passierte, an der ich schon auf dem Hinweg vorbeigelaufen war,

hielt ich an. Obwohl sie nur zwanzig Schritte vom Meer entfernt lag, verfügte sie über einen sauberen, mit Wasser gefüllten Pool. Ich lief am Pool und einem Flachbau mit bis auf den letzten Millimeter zugezogenen Vorhängen vorbei und unter einer Klimmzugstange durch, die einer Pforte glich, ging einen Weg entlang, erblickte frisch gemähten Rasen, hinter dem ein Haus mit sieben Stockwerken aufragte. Obwohl ich hätte weitergehen können, kehrte ich um. Nun war die unsichtbare Mauer in meinem Kopf, gebaut aus dem Gedanken, dass es eine verdammt schlechte Idee wäre, weiterzugehen, weil irgendetwas an diesem Hotel nicht stimmte. Unter der Klimmzugstange hielt ich an, schaute mich um, niemand war zu sehen. Ich hängte mich an die Stange, betrachtete das spiegelglatte Meer, bis meine Muskeln zu brennen begannen, und dann noch eine Weile. Von hinten ertönte ein Ruf.

Ich ließ von der Stange ab, drehte mich um. Der Mann von vorhin kam mir entgegengeläufig, hinter ihm lief noch ein zweiter Mann, er redete in sein Walkie-Talkie. Nun lächelte der Wachmann nicht mehr – dafür konnte er plötzlich sprechen. »Hau ab«, sagte er auf Russisch, »aber ganz schnell!« Meine angedeutete Nachfrage unterband er mit einem nun erhobenen, bebenden Zeigefinger. Nettigkeiten werden hier keine mehr ausgetauscht werden, sagte dieser Finger, nicht einmal gequälte. Ich verzog mich. In gemächlichem Schritt.

Später an diesem Tag saß ich am Strand, nun mit meinem Smartphone in den Händen. Das Internet verriet mir, dass ich unwissentlich auf dem Grundstück von Bidsina Iwanischwili herumgewandert war, dem reichsten und mächtigsten Mann des Landes, der die Regierungspartei *Georgischer Traum* und mit ihr ganz Georgien kontrollierte.

Iwanischwili hatte sein Vermögen einst in Moskau gemacht. Obwohl Georgien Kandidat für einen EU-Beitritt war und in Tiflis überall blaue Flaggen mit goldenen Sternen hingen, führte er die ehemalige Sowjetrepublik zurück in den Orbit des Kreml, auf die andere Seite des neuen Eisernen Vorhangs, der sich durch den Konflikt zwischen Russland und dem Westen quer durch Europa und Asien zog. Etwa zwei Monate nach meiner Wanderung über den schwarzen Sand, im Herbst 2024, sollte Iwanischwilis Partei eine von Manipulationsvorwürfen überschattete Parlamentswahl gewinnen, den europäischen Pfad ganz offiziell verlassen und Proteste gegen diese Richtungsänderung niederknüppeln lassen. Der allmächtige Unternehmer formte Georgien wieder zu einem Land der Grenzen, sowohl der sichtbaren als auch solcher, die von den Menschen in ihren Köpfen errichtet wurden.

Offenbar fiel Iwanischwili selbst auf, dass er in nicht unwesentlichen Teilen der Außenwelt als gewöhnlicher Potentat wahrgenommen werden könnte, wie sie in so vielen Ländern des ehemaligen Sowjetimperiums das Sagen hatten. Vielleicht wollte er sich deshalb abheben von all den Oligarchen des globalen Ostens mit ihren Fußballklubs, Jachten und Villen, mit denen sie niemanden mehr überraschen konnten, am allerwenigsten vermutlich sich selbst. Also sammelte Iwanischwili Bäume, vorzugsweise sehr große. Er stellte sie unweit seines Anwesens auf, dessen Grundstück ich an jenem Tag betreten hatte. Aus Afrika hatte er etwa Baobabs herbeischiffen lassen, die bis zu 30 Meter groß werden konnten, mit einem über zehn Meter dicken Stamm. Manche der exotischen Riesen, die Iwanischwili in aller Welt kaufte, überlebten den Transport nicht, wieder andere waren von traditionell lebenden indigenen Stämmen erworben worden, denen sie als heilige Bäume galten. Nun

schlugen sie ihre Wurzeln in den sandigen Boden am Schwarzen Meer. Und der gewaltige Pier, den ich als Brücke ins Nichts wahrgenommen hatte, stand bereit, neue Frachter mit Riesensäumen zu empfangen.

Abends saß ich am Bungalow herum und sah auf dem Waldweg, der parallel zum Strand verlief, meine Eltern angeschlendert kommen, mit Einkaufstüten in ihren Händen. Ihretwegen war ich in Georgien. Ich begleitete sie auf der Reise anlässlich ihrer Goldenen Hochzeit. Vor fünfzig Jahren hatten Margherita Kerber und Sergej Afanasjew geheiratet – in der Industriestadt Tscheljabinsk, gelegen tief in Russland – und ihre Flitterwochen anschließend in Georgien verbracht. So hatten sie es mir und meiner Schwester immer erzählt. Als wir diese Reise zum fünfzigsten Jubiläum ihrer Eheschließung planten, stellten wir fest, dass die Stadt Gantiadi, wo meine Eltern in ihren Zwanzigern frisch vermählt ins Schwarze Meer gesprungen waren, mittlerweile in Abchasien lag. Völkerrechtlich gehörte das autonome Gebiet zu Georgien, de facto aber hatte sich Abchasien Anfang der 90er-Jahre nach einem blutigen Krieg mit russischer Unterstützung von Georgien abgespalten. Zu jener Zeit zogen meine Eltern mit mir aus dem Ural nach Deutschland.

Als er realisierte, dass Gantiadi heute in Abchasien liegt und somit durch eine international nicht anerkannte Grenze von Georgien getrennt ist, kündigte mein Vater an, auch seinen russischen Reisepass mitzunehmen. Er würde gerne nach Gantiadi fahren, erklärte mein Vater mir bei einer Schachpartie auf dem elterlichen Sofa im Ruhrgebiet, der alten Zeiten wegen. Abchasien war von russischen Zahlungen und dem politischen Wohlwollen des Kreml abhängig, wie mein Vater wusste, daher vermutete er, mit seinem russischen Pass leichter einreisen zu können.

Während ich mal wieder nach einer Verteidigungsidee gegen sein Königsgambit suchte, erzählte ich meinem Vater von meiner Abchasien-Reise, die ich vor einigen Jahren unternommen hatte. Eigentlich lag es am Wort *Esel*, dass ich dorthin gereist war. In Abchasien fand eine Fußball-Weltmeisterschaft der nicht anerkannten Staaten statt, ein Turnier, bei dem etwa der türkisch dominierte Norden Zyperns, die autonome Region Kurdistan und das afrikanische Somaliland mitspielen durften. Als ich dann noch las, dass die offiziell gar nicht existierende Grenze zwischen Georgien und Abchasien keinesfalls per Auto oder Bus, sondern nur zu Fuß oder *auf einem Esel* passiert werden durfte, war es um mich geschehen. In der Realität war es allerdings ein Pferd, das mich auf seinem Rücken für fünf Dollar einige Kilometer über eine mit Betonpollern gegen schnelle Panzerangriffe gesicherte Brücke über die georgisch-abchasische Demarkationslinie beförderte. Pferd statt Esel, das Tier des Krieges statt dem Tier des Friedens, irgendwie war das nur zu konsequent für diesen eingefrorenen Konflikt. Auf abchasischer Seite wurde ich in einer fensterlosen Garage eine Stunde lang von einem pickeligen, höchstens achtzehnjährigen, russischen Grenzsoldaten nach meiner Haltung zur ukrainischen Euromaidan-Revolution und dem »geschätzten Präsidenten Putin« befragt. Ich antwortete möglichst ausweichend, durfte ins Land und nicht anerkannten Ländern beim Fußballspielen zuschauen. Allein die Anreise aus der nächsten georgischen Stadt in die abchasische Kapitale Suchumi hatte fast einen ganzen Tag gedauert, mit Kleinbussen, per Anhalter, Taxi und eben auf einem Pferderücken. Mein Vater hörte sich diese Geschichte auf dem Sofa im Ruhrgebiet an, führte seinen Angriff über den Königsflügel weiter und sagte: »Ich nehme meinen russischen Pass trotzdem mit.«

Als meine Eltern am Bungalow ankamen, präsentierten sie ihre Einkäufe. Sie hatten eine halbe Wassermelone, Äpfel und Kirschen gekauft, die noch genauso »echt« schmecken würden wie damals, nicht so wie Früchte in Europa, wie meine Mutter betonte. Ich erzählte von meinem Ausflug auf das Anwesen von Bidsina Iwanischwili. Mein Vater schnitt die Wassermelone auf, die von Reife und Röte förmlich zu platzen schien. Er zeigte sich überrascht davon, dass das Grundstück des mächtigsten Mannes Georgiens zum Strand hin offen stand. »Zu sowjetischen Zeiten wären da so viele Zäune gewesen«, sagte er nachdenklich, »du wärst gar nicht in die Nähe gekommen.«

SOWJETISTAN

Georgien, Schwarzmeerküste

Sofort bei der ersten Taxifahrt in Batumi knallte es, aber ganz anders, als ich angenommen hatte. Meine Eltern und ich ließen uns durch die Metropole am Schwarzen Meer kutschieren, Fahrer Schota knackte Sonnenblumenkerne und telefonierte, während er um eine weitläufige Kurve fuhr. »Ich habe sofort gesehen, ihr seid keine Araber«, sagte Schota auf Russisch, nachdem er aufgelegt hatte. »Sonst hätte ich euch nicht mitgenommen.« Mein Vater auf dem Vordersitz schwieg, meine Mutter flüsterte mir zu, dass der Fahrer wenigstens sein Telefon weglegen könnte, wenn er schon gleichzeitig fuhr und aß. Schota aber legte nach: »Araber haben keine Kultur.« Er schaute fragend zu meinem Vater, der seine Brille zurechrückte und antwortete: »Sie haben ihre eigene Kultur.« Schota schüttelte irritiert seinen Kopf und schaltete einen Gang höher. »Ich finde euren Präsidenten toll. Putin ist ein starker Anführer.« Spannungsabfall in der Kabine. Stille.

Meine Eltern stammen aus Tscheljabinsk, einer großen grauen Industriestadt am Ural, der geografischen Schwelle zwischen Europa und Asien. In Russland ist sie für ihre harten Kerle bekannt, die dem russischen Volksmund nach nie ihre Finger-

nägel schneiden. Sie legen ihre Finger auf die Gleise und warten, bis der Zug kommt.

Obwohl er als junger Mann Romane schreiben wollte, landete mein Vater Sergej als Ingenieur bei einem staatlichen Panzerbauer. In seiner Freizeit las er verbotene Bücher, die er in falsche Umschläge hüllte, um nicht von der Staatsmacht verfolgt zu werden, die er »von ganz tief aus mir heraus« ablehnte, wie er mir später erklären sollte. Seine Ablehnung reichte nicht weit genug, um zu einem vollwertigen Dissidenten zu werden, aber er nutzte in den 80er-Jahren die erste Gelegenheit, um den Panzern zu entsagen und eine Firma für Medizintechnik zu gründen, als ein solcher Schritt durch Gorbatschows *Perestroika* so unerwartet möglich wurde.

Unser Umzug nach Deutschland ist meinem Vater schlecht bekommen. Er hat beruflich kein Bein auf den Boden bekommen, oder zu viele Beine auf matschigen Grund, hat als Gabelstaplerfahrer gearbeitet, auf Baustellen gejobbt, als Ingenieur keinen Anschluss gefunden. Zunächst aus einer inneren Abwehrhaltung heraus und später wohl wegen einer psychischen Blockade hat er nie fließend Deutsch gelernt. Irgendwann hat er als Reiseleiter angeheuert und angefangen, russischsprachigen Touristen die schönsten Seiten von Amsterdam, Brüssel und Baden-Baden zu präsentieren. Während er die adrettsten Städte des Westens besang, zog es ihn mental immer weiter in den Osten. Er wurde zu einem glühenden Vertreter einer russischen Politik der Stärke, sah Russland, das nie aufgehört hatte, seine Heimat zu sein, von Feinden umzingelt, gegen die es sich folgerichtig zur Wehr setzte.

Ich stritt mich ständig mit meinem Vater, verteidigte jene demokratischen Werte, die in Russland komplett unter die Räder kamen. Zwischenzeitlich sprachen wir kaum noch miteinander.

Wenn ich meine Eltern im Ruhrgebiet besuchte, lief meistens das russische Staatsfernsehen, mit seinen wütenden Tiraden gegen das untergehende Europa und die angeblich von Faschisten regierte Ukraine. Oft endete all dieses Gezeter in einer maliziös vorgetragenen Warnung vor einem Atomkrieg, die längst in Sehnsucht umgeschlagen war.

Die Eltern meiner Mutter Margherita waren deutschstämmig und sind im Osten der Ukraine aufgewachsen, in Berdjansk am Asowschen Meer, schräg gegenüber des georgischen Strandes von Ureki, an dem wir nun, ein Jahrhundert später, Urlaub machten. Als Vertreter der deutschen Minderheit wurden sie von Stalin nach dem Angriff der Nazis auf die Sowjetunion enteignet und ostwärts getrieben, weil der Diktator befürchtete, dass die deutschstämmigen Siedler, die er schon vor ihrer Vertreibung mit Repression drangsaliert hatte, Hitler als Befreier ansehen würden. Die meisten meiner Ahnen starben bei dieser Vertreibung, viele von ihnen durch eine Fliegerbombe in einem Hafen am Schwarzen Meer, andere landeten in Kasachstan oder eben im Ural, wo meine Mutter zur Welt kam. Sie wuchs in bitterster Armut auf, zeitweise in einem umzäunten Arbeitslager, in dem die Deutschstämmigen als Menschen zweiter Klasse ihr Dasein fristen mussten. Als sie volljährig wurde und zum ersten Mal ihren sowjetischen Personalausweis beantragte, sollte meine Mutter auf dem Amt ihre Abstammung angeben, die in der Sowjetunion in einer eigenen Zeile aufgeführt wurde. Sie sagte wahrheitsgemäß »deutsch« und bekam als Antwort von der Beamtin zu hören: »Mädchen, willst du dir dein Leben versauen? Denk noch einmal nach.« Alles Deutsche war in der Sowjetunion seit dem Zweiten Weltkrieg geächtet. Meine Mutter blieb trotzdem bei ihrer Antwort. Auf einem Amt zu lügen, lag außerhalb ihrer sowjetischen Vorstellungskraft.

Ebenso wie mein Vater wurde meine Mutter Ingenieurin, obwohl sie viel lieber Medizin studiert hätte, was sie wegen ihrer deutschen Herkunft nicht durfte. Für die Baustoffe, mit denen sie sich befassen musste, hatte sie wenig übrig, zumal sie ohnehin häufig zu Hause bleiben und auf mich aufpassen musste. War meine acht Jahre ältere Schwester mit der dicken Luft in unserer von Industrie geprägten Heimatstadt Tscheljabinsk noch halbwegs zurechtgekommen, war ich wegen der Umweltgifte häufig krank – einer der Gründe für unseren Umzug nach Deutschland, als sich in den frühen 90er-Jahren die Gelegenheit dazu bot.

In dem so fremden Land, das als »historische Heimat« der Spätaussiedler bezeichnet wurde und sich für sie oft anfühlte wie ein anderer Planet, arbeitete meine Mutter lange als Altenpflegerin. Sie hielt ihre Freundschaften in Russland lebendig, blieb mit dem Herzen im Osten, kam mit dem Kopf aber mehr im Westen an als mein Vater. Am 24. Februar 2022 griff Russland schließlich auf breiter Front die Ukraine an. Für meine Eltern wurde dieser Tag zur Zäsur.

Mein Vater änderte von einem Tag auf den anderen seinen politischen Standpunkt. Er verfluchte den Krieg und Putin – und sich selbst dafür, zu lange nicht gesehen zu haben, »in welchem Morast Russland versunken war«. Er stritt sich so lange mit seiner Schwester in Tscheljabinsk, die den Krieg verteidigte, bis sie nicht mehr mit ihm telefonieren wollte. Das Gleiche passierte meiner Mutter mit ihren Freundinnen, die ihr vorwarfen, blind zu sein für die berechtigten Motive Russlands, das sich gegen westliche Aggression zur Wehr setzen und für den Frieden kämpfen müsse. Aus Krieg war in Russland Frieden geworden, aus Frieden Krieg. Meine Eltern bestellten ihr Abo für das russische Staatsfernsehen ab. Sie entschieden sich in ihren

Siebzigern bewusst gegen ihre alte Heimat, ohne je in der neuen angekommen zu sein.

Fortan bewohnten sie eine neue Leere, als wären sie in eine Schlucht zwischen Ost und West gefallen, aus der es kein Entkommen mehr gab. Ich war froh, sie auf meiner Seite der Barrikade zu wissen, verfluchte aber gleichzeitig all jene, die diese Barrikade überhaupt erst errichtet hatten. Aus emotionaler Sicht war ihre Entscheidung die deutlich schwierigere. Der Kreml hatte sie mit dem Versprechen gelockt, stolze Russen zu sein. Ein vergleichbares Identifikationsangebot würde meinen Eltern in diesem Leben niemand mehr machen. Auf der Straße würden sie in Deutschland immer als Vertreter eines Regimes gesehen werden, das den Krieg zurück nach Europa gebracht hatte. Und zu Hause blieb der Bildschirm schwarz.

Im Taxi in Batumi erkannte Schota, auf wie wenig Gegenliebe sein Lob auf den russischen Präsidenten stieß, und wollte das Thema wechseln. Wir fuhren ins Bergland hinter der Küstenmetropole, bekannt für Wein und Regen, es war eine zu lange Fahrt, um sie betreten durchzuschweigen. Schota krepelte wegen der durch das offene Fenster hereinströmenden Hitze seine Ärmel hoch, seine Unterarme waren sehr dunkel behaart, griff in seine Seitentür und präsentierte eine unbeschriftete Flasche mit safrangelber Flüssigkeit. »Mein eigener Wein«, sagte Schota und hielt meinem Vater die Flasche hin. »Für Sie!« Schota animierte meinen Vater mit weit aufgerissenen Augen, sofort zu probieren. Der wehrte sich nur kurz und halbherzig, öffnete schließlich die Flasche und nahm einen großen Schluck. »Ich habe früher selbst Wein angesetzt, mit allen möglichen Früchten, in Tscheljabinsk. Das liegt im...« Schota unterbrach meinen Vater. »Mein Onkel ist Polizist in Tscheljabinsk!« Mein